

NICHT BETLEHEM ALLEIN IST AUERKOREN (RG 429)



Von Andreas Marti

Bei der Liedauswahl für das Reformierte Gesangbuch hat dieser Text zu heftigen Diskussionen geführt.

Die eine Seite beharrte auf der Einmaligkeit der Geschichte Jesu, darauf, dass das Ereignis der Inkarnation Gottes in Jesus Christus nicht multiplizierbar sei. Die andere Seite, die sich schliesslich durchsetzte, sah in dem Lied die Chance, neu über Weihnachten nachzudenken, in Bildern, die die Gedanken öffnen, statt sie in starren Bahnen festzuhalten. Nahe liegt die Erinnerung an den bekannten Satz aus dem «Cherubinischen Wandersmann» von Johannes Scheffler, genannt Angelus Silesius: «Wär Christus tausendmal zu Bethlehem geboren, doch nicht in dir: du bliebst noch ewiglich verloren.»

Damit scheint freilich die Einmaligkeit der Person Jesu relativiert zu sein; es geht jedoch darum, mit dem historischen Abstand von 2000 Jahren sinnvoll umzugehen. Das geschichtliche Christusereignis sieht Scheffler aktualisiert in der persönlichen Christusbe-

ziehung, was gemeinhin als «Mystik» bezeichnet wird. In unserem Text liegt die Relativierung etwas anders. Sie ist die Antwort auf die Frage, wie sie Georg Schmid im Lied «Nachdem dein Stern in Betlehem erschienen» (RG 427) stellt: «Was soll uns eine Weihnachtsbotschaft dienen als Kunde bloss aus der Vergangenheit?» Neben der zeitlichen Distanz kann auch die örtliche Definiertheit ein Problem sein: Der Ortsname Betlehem ist ja heute durchaus ambivalent, steht für Weihnachtslieder ebenso wie für den unseligen israelisch-palästinensischen Konflikt. Nun könnte eine Entkoppelung vom historischen Ereignis auch in die Nähe der Ideen eines «Christusprinzips» im Unterschied zur «Christusperson» geraten, wie es in der liberalen Theologie des 19. Jahrhunderts teilweise postuliert wurde. Aus diesem Grund lehnte ein Teil der Kommissionsmitglieder den Text als häretisch, als Irrlehre ab.

Hier geht es aber nicht um eine christologisch-dogmatische Erörterung, sondern um Dichtung, und Dichtung darf mehr, darf an Grenzen rütteln und sie gelegentlich auch

überschreiten. So kann sie andere Denkweisen eröffnen, neues Licht auf scheinbar Bekanntes werfen, kann die Vielschichtigkeit von Gedanken aufzeigen und Spannungen fruchtbar machen. So geht der Liedtext vertrauten Bildern und Begriffen entlang und öffnet sie für ein heutiges Erleben.

«Stall», «Hütten», das ist der Grundklang der Weihnachtsgeschichte im Lukas- wie im Matthäusevangelium: Gott wird Mensch, aber nicht im Palast, sondern in der Armut. Zwar heisst es da nicht gerade «Friede den Hütten – Krieg den Palästen», wie bei Georg Büchner, aber wir erinnern uns an die alttestamentlichen Propheten und ihre Anklagen gegen die Reichen und ihre ausbeuterischen Machenschaften. Wir erinnern uns daran, wie im Alten Testament immer wieder die elementaren Rechte der Witwen und Waisen und Fremdlinge eingefordert werden. Wir erinnern uns an das «Magnificat», das Lied der Maria, in dem die Hoffnung aufscheint, dass Gott parteiisch sein möge, dass er die Mächtigen stürzt und die Niedrigen erhöht. Da kann es offensichtlich nicht Gottes Wille sein, dass alles so bleibt wie es ist, die Reichen reich, die Armen arm, die Mächtigen mächtig, die Machtlosen machtlos.

Zweitausend Jahre göttliche Revolution – und immer noch so viel Armut, Not, Machtmissbrauch und Angst auf der Welt. Wer könnte da Gott in der Welt finden? Wer könnte da den Menschgewordenen unter den Menschen finden, den Sohn Gottes in seinem eigenen Leben? Die Suche erscheint oft aussichtslos; die Diskussionen sind nur allzu bekannt: «Wenn es einen Gott gäbe, könnte das alles ja nicht so sein.» Dagegen behauptet unser Lied: «Du kommst nach Betlehem»: Nein, keine Wallfahrt, keine Pauschalreise ins «Heilige Land». Betlehem kann überall sein, wo der Stern über einer Hütte steht, uns den Weg zur Menschlichkeit zeigt, auch da, wo solche Menschlichkeit den Weg nach ganz unten bedeutet, in «Stall und Mist», in Armut und Dreck.

Es sind starke, harte Bilder. Zwar kennen wir das Gebot «Du sollst dir kein Bildnis ma-

chen.» Aber ohne Bilder funktioniert unser Denken nicht, schon gar nicht, wenn es um die religiöse Dimension geht. Hier sind es nicht prächtige, grossartige Bilder, sondern es geht um «Hütten, Stall, Mist». Vor allem sind es nicht Bilder, die «erklären wollen»: nicht Bilder, die definieren, die sagen, «wie Gott ist». Nicht erklären, wohl aber deuten: Wo ist Gott, wo ist der «Sohn in meinem Leben»? «Er lässt sich nie an deine Pläne binden.» Es geht nicht nach Plan, es gibt Überraschungen, Wendungen, Widersprüche, so wie uns das Neue Testament auch kein einheitliches, schlüssiges Bild von Christus gibt, vielmehr dokumentiert, wie Menschen ihn auf verschiedene Weisen wahrgenommen und in ihrem Leben gefunden haben. Nicht das Erklären steht in der Bibel an oberster Stelle – es ist vielmehr das Erzählen: Die Bibel erzählt Geschichten, die nicht Geschichtsschreibung, nicht Ereignisprotokolle sind, sondern ein Vorrat von Bildern. Geschichten wollen erzählt werden, brauchen Erzähler und Zuhörer, Menschen, die gemeinsam die Erinnerung wachhalten und sie in der Gegenwart zur Wirkung bringen. So hat sich die christliche Kirche im Weitererzählen und Wachhalten dieser Geschichten gebildet; sie sind der Kern, die Grundlage ihrer gemeinsamen Identität bei aller Verschiedenheit der Erzähl- und Feierformen. Der «Weggenosse», der miterzählt, der zuhört in der «Erzähl- und Erinnerungsgemeinschaft» Kirche, «verleiht ... Stetigkeit» und bewahrt vor der Zufälligkeit und Ziellosigkeit des Suchens.

Wir wissen nicht, wie das Kind uns geboren werden soll. Das wäre zu einfach, und das Kind wäre dann im Grunde schon gar nicht mehr nötig. Aber einfach ist im Grunde auch das, wozu uns die letzte Strophe auffordert: jene Lichter anzuzünden, die wir anzünden können, und darauf vertrauen, dass das Wesentliche geschieht, ohne unser Zutun, dann, wenn wir es nicht erwarten, dort, wo wir es nicht vermuten – an «jede[m] Ort auf Erden». Georg Schmid schreibt zu seinem Lied, dass es im Zusammenhang seiner Begegnung und Auseinandersetzung mit dem christlich-bud-

dhistischen Ethnologen Karl Henking entstanden ist. Dieser «betonte oft, wie erfahrungsnah der alte Buddhismus lehre, während christlicher Glaube sich gerne in blosser Doktrin (Spekulation) verirre. Ich versuchte dagegen zu halten und im christlichen Festzyklus das alte Heilsgeschehen als Tor ins eigene Erleben hier und heute nachzuzeichnen. Damit wird die Bedeutung des Damals nicht bestritten. Im Gegenteil – das Damals gewinnt im Heute erst seinen tiefsten Sinn.» Das Lied «sucht schrittweise Hindernisse aus dem Weg zu räumen, die uns von unserem Betlehem trennen, Strophe 2 Ungeduld, Strophe 3 Gottesbilder und andere Konzepte, Strophe 4 fehlende Gemeinschaft. Strophe 5 versucht die schönste Tugend der christlichen Spiritualität zu wecken: Den Sinn fürs Naheliegende, fürs Alltägliche. Wenn wir diesen Weg Mystik nennen wollten – ein zu grosses Wort für eine schlichte Sache – dann würde ich von christlicher Alltagsmystik sprechen.»¹

Melodie

Das Gedicht ist eine veritable Weihnachts- und Nachweihnachtspredigt, in der Verwobenheit seiner Bilder nicht in einem einzigen Durchgang auszuschöpfen. Es hatte zuerst eine Melodie von Theodor Schmid, dem Sohn des Textautors, die aber in der «Kleinen Gesangbuchkommission» nicht zu überzeugen vermochte. So ging man auf die Suche nach einer Melodie, die auf das nicht allzu häufige Strophenschema passen sollte. Im Genfer Psalter fand sich eine solche Melodie, und zwar ausgerechnet jene zu Psalm 110, dem messianischen Psalm, der (in der lateinischen Zählung als Psalm 109) die traditionelle Psalmenreihe der Sonntagsvesper eröffnet: «Dixit Dominus Domino meo» – «Der Herr sprach zu meinem Herrn: setze dich zu meiner Rechten.» Ein schöner Zufall, aber in der Übereinstimmung von Wort und Musik mehr als das, wie die nähere Betrachtung zeigt. Loys Bourgeois hat mit dieser Melodie in der Psalterausgabe von 1551 eine in vorhergehenden Ausgaben verwendete andere Melodie ersetzt.

Zunächst zeigen sich die Charakteristika der Genfer Psalmmelodien: Es sind lediglich zwei Notenwerte vorhanden, und die Zeilen sind deutlich voneinander getrennt, in der Regel durch lange Schluss- und Anfangsnoten und eine Pause dazwischen, die gemäss den Quellen nicht metrisch genau einzuhalten ist, sondern als Gliederung und Atempause dient – «pour se reposer un peu».² In diesem Punkt bildet unsere Melodie jedoch eine Ausnahme: Die Zeilen 3 und 4 sind direkt verbunden, ohne eine solche deutliche Zäsur, und bilden einen einzigen langen Melodiebogen. Typisch ist dagegen im Ganzen die Behandlung der langen und kurzen Noten. Die erste Note ist lang, und dies trotz der unbetonten Auftakt-silbe. Diese Auftaktlänge kommt häufig vor, im Genfer Psalter sogar durchgehend. Sie hat zur Folge, dass einerseits der Gesang auf einem Schlag des Grundpulses (in moderner Notation in Halben) beginnt, andererseits dann die erste betonte Silbe auch wieder auf einen Pulsschlag fällt. Im Verlauf der Zeilen entsprechen jeweils zwei gleich lange aufeinanderfolgende Noten der Abfolge schwer-leicht. Insgesamt entspricht die rhythmische Gestalt der Melodie nicht direkt der Sprachdeklamation, sondern formt die metrische Struktur des Verses auf eigene Weise nach – so wie bei den meisten Genfer Melodien.

Im Tonverlauf fällt auf, dass die ersten beiden Zeilen ausschliesslich Tonschritte (und in der Kadenz der zweiten Zeile eine Tonwiederholung) verwenden, während viele andere Genfer Psalmmelodien sich zu Beginn durch grosse Bewegungen und melodische Sprünge auszeichnen – man denke etwa an die Melodie zu Psalm 8 (RG 7 und RG 1). Auch in der zweiten Hälfte ist die Bewegung weitgehend linear, und die Tonumfänge aller Zeilen sind eher bescheiden. Damit wirkt die Melodie äusserlich eher unspektakulär, fast introvertiert. Das passt gut zu dem nachdenklichen und tiefgründigen Text. Dagegen hatte die erste Melodie von Theodor Schmid eher die unkonventionelle Seite des Textes aufgenommen, seine Entgegensetzungen und harten Bilder, die Ungeduld, nach Betlehem zu kom-

men. Wir fügen sie unten an – wer mag, kann sie anstelle der Genfer Melodie verwenden oder beide im Wechsel kombinieren (daher die Transposition nach g).

Dem Singen stellt die Genfer Melodie keine wesentlichen Hindernisse in den Weg. Als Detail ist der Leitton am Ende der zweiten Zeile zu erwähnen. Entsprechend den Notationsgewohnheiten der Renaissancezeit fehlt die Erhöhung in der Quelle, dem Psalter von 1551, sie wurde aber bei der Ausführung im Sinne der «musica ficta» ganz selbstverständlich gesungen, dies erst recht in mehrstimmigen Sätzen. Einen solchen hat Claude Goudimel im vierstimmigen Psalter von 1564/65 veröffentlicht. Die Melodie liegt dort nach Brauch der Zeit im Tenor; im Orgelbuch ist er übernommen worden, wobei die Melodie in die Oberstimme verlegt wurde.

Das Lied eignet sich sehr gut für die Weihnachtszeit, und zwar auch im Sinne der liturgischen Weihnachtszeit nach dem Fest selbst. Nach älterem Brauch dauert sie bis am 2. Februar, Mariae Lichtmess, in der nachkonziliaren römisch-katholischen Ordnung bis am 6. Januar, dem Epiphaniastag. Weihnachten ist eben weder auf den Ort Bethlehem noch auf das Datum des Weihnachtsfestes einzuschränken. Ebenso gut lässt sich darum das Lied im Advent verwenden: Mit ihm wurde am 1. Advent 1998 im Berner Münster das Reformierte Gesangbuch vorgestellt und in der Gemeinde eingeführt.

¹ Mails vom 5.6.2024 und 18.6.2024 an den Verfasser.

² Loys Bourgeois: *Le droict chemin de musique*, Genf 1550, S. 134 (Faks. Kilkenny 1982).



Die Melodie von Theodor Schmid, 1983 (original in f)

Text

Autor: Georg Schmid. – Entstehung: 1983 – Quelle: «Neues Singen in der Kirche» 3/1986, Nr. 151.

Melodie

Autor: Loys Bourgeois. – Entstehung: Genf 1551. – Quelle: «Psaumes Octantetrois», Genf 1551. – Ausgabe: Pierre Pidoux: «Le Psautier Huguenot», Basel 1969. – Ambitus: 8 | 6.4.6.5

Strophenform

Silbenzahl: 11.10.11.10 – Akzentlage: jambisch – Reimstellung: aBaB

Verknüpfung Text/Melodie

Erste Melodie: Theodor Schmid 1983. – Erster Text zur Melodie: «L'Omnipotent à mon Seigneur et Maître». Psalm 110, Clément Marot. – Vorliegende Verknüpfung: für den RG-Entwurf 1995.